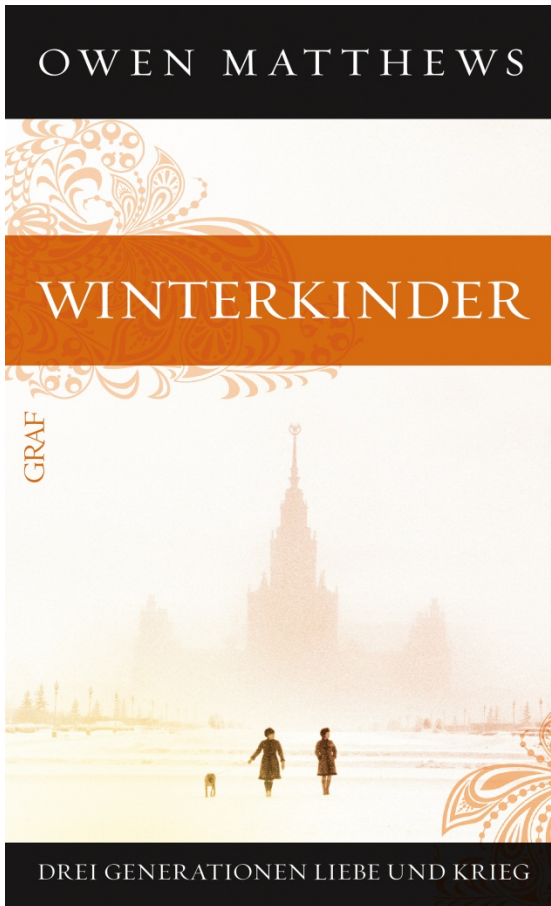


Leseprobe aus:

Owen Matthews

Winterkinder



© 2014 by Graf Verlag

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf ullstein-buchverlage.de

OWEN MATTHEWS
WINTERKINDER

DREI GENERATIONEN LIEBE UND KRIEG

Aus dem Englischen von Vanadis Buhr

Mit 34 Fotos



GRAF

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel »Stalin's
Children. Three Generations of Love and War«
bei Bloomsbury in London.

1

Der letzte Tag

*Ich glaube nur an eines:
die Macht des menschlichen Willens.*
Josef Stalin

Der Graf Verlag München ist ein Unternehmen
der Ullstein Buchverlage

ISBN 978-3-86220-045-0
© 2008 by Owen Matthews
© der deutschsprachigen Ausgabe:
2014 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Satz: Uwe Steffen, München
Gesetzt aus der Berling
Druck und Bindung:
Printed in Germany
www.graf-verlag.de

Ich sprach Russisch, bevor ich Englisch sprach. Bevor ich in Mütze, Blazer und kurzen Hosen auf eine englische Prep School geschickt wurde, sah ich die Welt auf Russisch. Wenn Sprachen eine Farbe haben, dann ist Russisch das grelle Rosa der Siebzigerjahrekleider meiner Mutter, das warme Rot der alten usbekischen Teekanne, die sie aus Moskau mitgebracht hatte, das kitschige Schwarz-Gold des handbemalten russischen Holzlöffels, der in der Küche an der Wand hing. Englisch, die Sprache, die ich mit meinem Vater sprach, war das gedeckte Grün des Teppichs in seinem Arbeitszimmer, das verblichene Braun seiner Tweedjacken. Russisch war eine vertrauliche Sprache, ein privater Code, den ich mit meiner Mutter benutzte, warm und sinnlich und rau, die Sprache von Küche und Schlafzimmer. Sie roch nach warmem Bett und dampfendem Kartoffelbrei. Englisch war die Sprache der Förmlichkeit, des Erwachsenseins, des Lernens, die Sprache von »Janet and John« auf dem Schoß meines Vaters, und sie roch nach Gauloises und Kaffee und dem Motorenöl seiner Dampfmaschinensammlung.

Meine Mutter las mir Puschkins Geschichten vor, zum Beispiel das fantastische Versepops *Ruslan und Ljudmila*. Die über-

natürliche Welt der dunklen russischen Wälder, das lauende Böse und strahlende Helden, heraufbeschworen an Winterabenden in einem kleinen Londoner Wohnzimmer und untermalt vom fernen Quietschen der in die Victoria Station einfahrenden Züge, war mir in meiner Kindheit unendlich lebendiger als alles, was mein Vater heraufbeschwören konnte. »Dort ist der russische Geist. Dort riecht es nach Russland«, schrieb Puschkin über ein geheimnisvolles Land am Meer, wo eine große grüne Eiche stand; um die Eiche war eine goldene Kette geschlungen, an der Kette lief eine schwarze Katze auf und ab, und im Gewirr der Äste schwamm eine Meerjungfrau.

Am Ende des brütend heißen Sommers 1976 besuchte uns meine Großmutter Marta in London. Ich war damals viereinhalb Jahre alt, und der Rasen im Eccleston Square Garden war nach der Hitzewelle gelb und verbrannt. Glühend heiße Gehwege, der Geschmack von Erdbeereis, meine Lieblingslatzhose aus beigefarbenem Cord mit einer großen gelben Blume auf dem Bein. Ich erinnere mich an die Korpulenz meiner Großmutter, ihren modrigen russischen Geruch, ihr weiches, rundes Gesicht. Auf den Fotos sieht sie immer aus, als sei ihr unwohl. Groß und ärgerlich und männlich hält sie mich wie einen zappelnden Sack, und meine Mutter lächelt nervös. Sie machte mir Angst, wenn sie unvermittelt losschimpfte, mit ihrer Unberechenbarkeit, ihrer spürbaren Anspannung. Sie saß oft stundenlang da, allein und still in einem Sessel am Wohnzimmerfenster. Manchmal schob sie mich weg, wenn ich auf ihren Schoß klettern wollte.

Eines Nachmittags waren wir auf dem Eccleston Square. Meine Mutter plauderte mit anderen Müttern, meine Großmutter saß auf einer Bank. Ich spielte Räuber und Gendarm mit mir selbst, ausgerüstet mit einem Polizeihelm aus Plastik und einer Cowboypistole, und rannte im Park herum. Ich schlich

mich von hinten an meine Großmutter heran, sprang dann hinter der Bank hervor und versuchte, ihr Handschellen anzulegen. Sie saß reglos da, während ich mit dem Verschluss der Handschellen kämpfte, und als ich aufblickte, weinte sie. Ich holte meine Mutter, und dann saßen sie lange Zeit beisammen. Ich versteckte mich in den Büschen. Dann gingen wir nach Hause, und meine Großmutter weinte immer noch still.

»Sei nicht traurig«, sagte meine Mutter. »Oma weint, weil die Handschellen sie an die Zeit erinnern, als sie im Gefängnis war. Aber das ist lange her, und jetzt ist alles gut.«

Die meiste Zeit ihres Lebens lebte meine Mutter für eine imaginäre Zukunft. Ihre Eltern kamen ins Gefängnis, als sie drei war. Von da an übernahm der sowjetische Staat ihre Erziehung und formte ihren Verstand – nicht aber ihren Geist – nach seinen Vorstellungen. Ein strahlender Morgen warte hinter dem Horizont, erzählte man ihrer Generation, aber damit er kommen könne, müsse wie bei den Azteken Blut vergossen werden, und der Einzelne müsse sich der großen Sache opfern. »Einfache sowjetische Menschen sind überall und vollbringen Wunder« ist ein Satz aus einem beliebten Lied der Dreißigerjahre, den meine Mutter oft zitiert, immer voller Ironie, wenn sie sich bürokratischer Dummheit oder Grobheit ausgesetzt sieht. Doch in einem tieferen Sinne prägte die Vorstellung, der Einzelne könne jedes noch so große Hindernis überwinden, ihr Leben.

Ihr Vater Boris Bibikow glaubte das auch. Er inspirierte – und terrorisierte – Tausende Männer und Frauen so, dass sie eine gewaltige Fabrik buchstäblich aus dem Schlamm errichteten, auf dem sie stand. Meine Mutter ihrerseits vollbrachte ein kaum weniger bemerkenswertes Wunder. Gewappnet mit nichts als ihrer unerschütterlichen Überzeugung trat sie gegen das Ungeheuer des sowjetischen Staates an und gewann.

Ich sehe meine Mutter nie als kleine Frau, obwohl sie winzig ist, gerade mal 1,50 Meter groß. Aber sie hat einen gigantischen Charakter; die kinetische Energie ihrer Gegenwart füllt ganze Häuser. Ich habe sie oft weinen sehen, aber nie ratlos. Selbst in ihren schwächsten Momenten zweifelt sie nie an sich selbst. Sie hat keine Zeit für Nabelschau, für das maßlose Leben, das meine Generation führt, obwohl sie bei all ihrer eisernen Selbstdisziplin auch bereit ist, bei anderen großzügig über Fehler hinwegzusehen. Schon in meiner frühesten Kindheit beharrte meine Mutter darauf, man müsse um alles im Leben kämpfen, und jedes Scheitern sei vor allem ein Scheitern des Willens. Ihr Leben lang stellte sie kompromisslose Forderungen an sich selbst und genügte ihnen auch immer. »Wir müssen uns ihres Glaubens an uns würdig erweisen, wir müssen kämpfen«, schrieb sie an meinen Vater. »Wir dürfen es uns nicht erlauben, schwach zu sein... Das Leben kann uns schon im nächsten Moment niederschmettern, und niemand wird uns schreien hören.«

Sie ist auch unglaublich schlagfertig und intelligent, doch diese Seite erlebe ich an ihr nur, wenn sie in Gesellschaft ist. Beim Abendessen mit Gästen ist ihre Stimme klar und einfühlsam, und sie formuliert ihre Ansichten mit altmodischer Bestimmtheit in rollendem Englisch.

»Alles ist relativ«, sagt sie beispielsweise schelmisch. »Ein Haar in einem Teller Suppe ist zu viel, ein Haar auf dem Kopf ist nicht genug.« Oder sie erklärt: »Das Russische hat so viele reflexive Verben, weil die Russen pathologisch unverantwortlich sind! Im Englischen sagt man ›ich will, ich brauche‹. Im Russischen heißt es ›der Wille ist aufgekommen‹, ›der Bedarf ist entstanden‹. Die Grammatik ist der Spiegel der Psychologie! Der Psychologie einer infantilen Gesellschaft!«

Wenn sie spricht, springt sie mühelos von Nurejew zu Dostojewski, zu Karamsin und Blok. Ihr abschätziges Schnauben und ihre wegwerfenden Gesten werden begleitet von bewunderndem Luftholen und verzückt an die Brust gedrückten Händen, wenn sie ein neues Thema ansteuert wie ein Rennfahrer, der um die nächste Kurve rast. »Ha, Nabokov!«, sagt sie mit geschürzten Lippen und hebt eine Augenbraue, damit alle Anwesenden wissen, dass sie ihn für einen unverbesserlichen Aufschneider und eine kalte, herzlose und gekünstelte Person hält. »Ach, Charms«, sagt sie und hebt eine Handfläche zum Himmel, um zu zeigen: Das ist ein Mann, der Russlands Absurdität, Pathos und tägliche Tragödie wirklich versteht. Wie viele russische Intellektuelle ihrer Generation ist sie in der Kasba der Literatur ihres Landes ganz und gar zu Hause und findet ihren Weg durch die Gassen wie eine Einheimische. Ich habe meine Mutter immer bewundert, doch in solchen Momenten, wenn sie eine ganze Tischgesellschaft in Atem hält, erfüllt mich unbändiger Stolz auf sie.

Milan Kundera schrieb einmal: »Der Kampf des Menschen gegen die Macht ist der Kampf der Erinnerung gegen das Vergessen.« Und so ist es auch für meine Mutter, wenn sie diese Geschichte erzählt. Sie hat selten mit mir über ihre Kindheit gesprochen, als ich selbst noch ein Kind war. Doch als ich sie als Erwachsener danach fragte, begann sie freimütig zu erzählen, ohne dabei melodramatisch zu werden, mit verblüffender Sachlichkeit und Aufrichtigkeit. Doch zugleich sorgt sie sich, die Geschichte könne zu düster, zu bedrückend werden, wenn ich sie erzähle. »Schreib über die guten Menschen, nicht nur über das Dunkel«, sagte meine Mutter zu mir. »Ich habe so viel menschliche Güte erlebt, so viele wunderbare, seelenvolle Menschen.«

Ein letztes Bild meiner Mutter, ehe wir ihre Geschichte erzählen: Sie ist 72 Jahre alt und sitzt an einem sonnengespenkelten gedeckten Mittagstisch. Wir sind im Haus eines Freundes auf einer Insel in der Nähe von Istanbul, auf einer luftigen Terrasse mit Blick über das Marmarameer. Meine Mutter hockt seitlich auf dem Stuhl, wie sie es wegen ihrer Hüfte immer tut, die eine Tuberkulose in ihrer Kindheit verkrüppelt hat. Unser Gastgeber, ein türkischer Schriftsteller, ist braun gebrannt wie ein antiker Meeresgott. Er schenkt Wein ein und reicht Platten mit selbst gesammelten Muscheln und Speisen, die sein fantastischer Koch zubereitet hat.

Meine Mutter ist entspannt und so hinreißend, wie sie eben sein kann. Unter den Gästen ist auch eine türkische Balletttänzerin, eine große, wunderschöne Frau mit dem langgliedrigen Körperbau einer Tänzerin. Sie und meine Mutter sprechen voller Leidenschaft über das Ballett. Ich sitze am Ende des Tisches und rede mit unserem Gastgeber, als ich höre, wie sich der Ton meiner Mutter verändert; nicht dramatisch, es ist nur eine Nuance. Doch die winzige Veränderung ist über die verschiedenen Gespräche am Tisch hinweg hörbar, und wir drehen uns um und hören zu.

Sie erzählt eine Geschichte über Solikamsk, eine Stadt der verlorenen Kinder im Krieg, in die sie 1943 evakuiert wurde. Die Lehrerin der überfüllten Schule, die sie besuchte, brachte ein Tablett mit Schwarzbrot für die Kinder zum Mittagessen. Sie sagte den Kindern aus dem Ort, sie sollten ihre Stücke den Waisenkindern geben, obwohl sie alle am Verhungern waren.

Meine Mutter erzählt die Geschichte mit einfachen Worten, ohne großes Pathos. Sie sieht niemanden an. Um ihre Lippen spielt ein schmerzliches Lächeln. Mit ihren beiden Zeigefingern zeigt sie uns, wie groß die Brotstücke auf dem Ta-

blett waren. Aus ihren Augen strömen Tränen. Auch die Tänzerin fängt an zu weinen und umarmt meine Mutter. Ich kenne die Geschichte schon, und doch bin ich erneut erschüttert darüber, welch ganz normales Wunder das Leben und das Schicksal für uns bereithält – dass jenes hungrige Kind aus dem winterlichen Klassenzimmer im Krieg dieselbe Person ist, die nun hier an diesem heißen Nachmittag bei uns sitzt, als sei sie aus einer anderen, unendlich fernen Welt zu uns in unser sorgloses, modernes Leben gestoßen.

Die Küche meiner Tante Lenina am Frunsenskajaufer an einem hellen Moskauer Sommerabend Ende der Neunzigerjahre. Ich sitze auf dem breiten Fenstersims und rauche eine Zigarette nach dem gewaltigen, fettigen Mahl, das ich mindestens fünf Mal loben musste, ehe sie überzeugt ist, dass ich zufrieden war. Lenina kocht in ihrem alten Emaillekegel Wasser. Den deutschen Wasserkocher, den ihre Töchter ihr geschenkt haben, verschmäht sie.

Lenina, die Schwester meiner Mutter, ist genauso üppig, wie es ihre Mutter Marta gewesen war, mit breiten Hüften und großen Brüsten, der Rücken unter der Last der Probleme der Welt gebeugt. Sie hat Martas stechend blaue Augen. Meine Mutter auch, ich auch und mein Sohn Nikita auch. Doch ihr Temperament hat Lenina wohl eher von ihrem geselligen Vater Boris Bibikow geerbt. Sie liebt es, Freunde um den Küchentisch zu versammeln, zu plaudern, zu tratschen, Intrigen zu schmieden. Sie zieht gerne die Fäden und organisiert das Leben anderer in ausgedehnten Telefonaten. Sie liebt es, Fernsehmoderatoren über Telefon-Hotlines zu terrorisieren und Ladenbesitzer in persona. Sie ist eine große Frau mit einer kräftigen Stimme, und sie leidet an vielen, vielen, oft beinahe tödlichen Krankheiten, über die sie sehr gerne spricht.

Als sie den Tee einschenkt, stürzt sich Lenina in ihr Lieblingsthema: das bunte Liebesleben ihres Neffen. Ihre Augen beginnen mädchenhaft-lasziv zu leuchten. Ich habe Leninas Rolle der strengen alten Dame schon lange durchschaut. Sie ist nur eine der Waffen in ihrem umfangreichen Arsenal, das sie im täglichen Kampf gegen die Außenwelt auffährt. Am liebsten aber beugt sie sich auf ihrem Hocker an der Ecke des Tisches vor, stützt einen Ellbogen auf, fixiert ihren Neffen mit wachsamem Auge und will die neuesten Einzelheiten erfahren. Wenn es unanständig wird, gackert sie wie ein Marktweib.

»Du hast Glück, dass ich das alles nicht deiner Mutter erzähle«, gluckst sie. Obwohl sie es nie müde wird, ihre eigenen Töchter auszuschimpfen, kritisiert sie mich nur selten während unserer allwöchentlichen Tratschrunde. Stattdessen steuert sie lebenskluge und oft recht zynische Ratschläge bei. Meine Tante Lenina ist mir, obwohl ein halbes Jahrhundert älter als ich, eine wahre Freundin und Vertraute.

Lenina hat ein phänomenales Gedächtnis. Unsere Gespräche beginnen immer in der Gegenwart, aber verweilen dort nur flüchtig, da diese nicht bunt und dramatisch genug ist, um ihre Aufmerksamkeit lange genug zu fesseln. Schon mit dem nächsten Satz geht sie nahtlos in die Vergangenheit über und begibt sich auf eine nächtliche Wanderung durch ihre Erinnerungen. Wie beim Stühlerücken wird ihre Aufmerksamkeit mal hierhin, mal dorthin gezogen.

Mit zunehmendem Alter wird sie blinder und weniger mobil, doch ihre Vorstellungskraft scheint an Klarheit zu gewinnen. Die Vergangenheit ist ihr näher als die Gegenwart. Sie beklagt sich, dass sie nachts Besuch von den Toten bekommt. Sie lassen sie nicht in Ruhe – ihr Mann, ihre Eltern, ihre Freunde, ihre Enkelin Mascha, die mit 26 Jahren an Krebs starb. Sie alle streiten,

schmeicheln, lachen, meckern und gehen ihren Beschäftigungen nach, als merkten sie nicht, dass sie tot sind. Sie sieht die Vergangenheit in ihren Träumen, unablässig. »Es ist wie im Kino«, sagt sie. Zum Ende ihres Lebens hin erscheint ihr sein Anfang lebendiger als je zuvor. Einzelheiten tauchen auf, Gespräche, Begebenheiten, Geschichten, Schnipsel eines Lebens als winzige Filmclips, die sie chronologisch aufschreibt, um sie mir bei meinem nächsten Besuch zu erzählen. Sie weiß, ich kenne die handelnden Personen inzwischen so gut, dass sie sie nicht mehr erklären muss.

»Hab ich dir erzählt, was mir zu Onkel Jascha und den Mädchen, die er in seinem Mercedes abgeholt hat, wieder eingefallen ist? Was Warja gesagt hat?«, fragt sie am Telefon, und ich weiß sofort, dass sie über ein legendär unmoralisches Automobil sprach, das mein Großonkel Jakow 1946 aus Berlin verschiffen ließ, und über den Zorn, den dies in meiner Großtante entfachte. »Sie war so zornig, dass sie alle Blumentöpfe im Haus nach ihm warf und das Geschirr aus der Küche. Jascha konnte nicht aufhören zu lachen, selbst als ihm die Teller um die Ohren flogen. Und das machte sie erst recht wütend!«

Lenina sieht die Welt durch Gespräche, Stimmen, Menschen. Im Gegensatz zu ihrer Schwester, meiner lesewütigen Mutter, liest sie nicht viel. Sie ist eine Schauspielerin, der Küchentisch ihre Bühne und die stetig wechselnden Freunde, Bittsteller, ehemaligen Studenten, Nachbarn und Verwandten ihr Publikum.

Die Geschichte von Ljudmila und Lenina beginnt in einer anderen Küche, im Hochsommer 1937 in einer schmucken Wohnung mit hohen Decken im Zentrum von Tschernigow. Die großen Fenster standen weit offen und ließen die kühle Brise von der Desna herein. In einer Ecke spielte meine dreijährige Mut-

ter mit einer Lumpenpuppe. Meine Tante Lenina lehnte auf dem breiten Fenstersims und suchte die Straße nach der eleganten Silhouette des großen, schwarzen Packard ihres Vaters ab. Sie war zwölf Jahre alt und hatte ein rundes Gesicht mit großen, klugen Augen. Sie war modisch gekleidet in ihrem geliebten Tennisrock aus weißer Baumwolle, nachgeschneidert aus einer Moskauer Zeitschrift. Draußen, jenseits der Wipfel der Platanen in der Lermontowstraße, sah sie die goldenen Kuppeln der Kathedrale von Tschernigows mittelalterlichem Kreml.

Am Küchentisch machte ihre Mutter Marta viel Aufhebens um ein Proviantpaket für ihren Mann Boris: gebratenes Huhn, hart gekochte Eier und eine Gurke, ein paar Kekse, eine in Zeitungspapier eingewickelte Prise Salz, alles eingeschlagen in Pergamentpapier. Boris wollte auf dem Weg zum Bahnhof kurz vorbeischaun, um sein Gepäck abzuholen, bevor er in ein Sanatorium der Partei in Gagra am Schwarzen Meer aufbrach. Es sollte sein erster Urlaub innerhalb von drei Jahren sein.

Marta beschwerte sich, an niemanden Bestimmtes gerichtet, dass ihr Mann sich wieder einmal verspätete, so typisch, einfach typisch! Boris war so besessen von seiner Arbeit, dass er sich nicht einmal den Morgen seines Urlaubsbeginns freinehmen konnte. Für die Parteiausschüsse schien er immer mehr Zeit zu haben als für seine Familie.

Marta war eine große, kräftige Frau, die schon füllig wurde, wie die russischen Bäuerinnen, sobald sie Kinder geboren haben. Sie trug ein Kleid aus importierter Baumwolle und war sorgfältig geschminkt. Ihre Stimme war immer nörgelig, so kam es Lenina jedenfalls vor, und ihr graute bei dem Gedanken an eine Woche allein mit ihrer Mutter ohne den mäßigenden Einfluss ihres Vaters. An der Spüle stand Warja, das leidgeprüfte Hausmädchen der Familie, ein stämmiges Landmädchen, das einen weiten

sarafan mit gestärkter Schürze trug, das traditionelle Kleid der Bäuerinnen. Warja schlief in einer Art Schrank am Ende des Flures, aber sie verdiente Geld und wurde verköstigt, und so akzeptierte sie Marta und Schlimmeres. Marta verließ grummelnd die Küche, um Boris' Gepäck zu überprüfen, das im geräumigen Flur stand, und Warja zwinkerte Lenina zu, als sich ihre Blicke trafen.

Ljudmila – oder Mila – war ihrer großen Schwester treu ergeben wie ein kleiner Hund und ließ sie am liebsten keine Sekunde aus den Augen. Die Mädchen hatten mit ihrem Vater ein gegenseitiges Verteidigungsbündnis geschlossen, eine Komplizenschaft, die Marta missfiel und die sie nicht verstand.

Lenina am Fenster sah das große schwarze Auto ihres Vaters um die Ecke biegen und vor dem Wohnhaus halten. Es polterte im Treppenhaus, und Boris kam in die Wohnung gestürmt. Er war ein kräftig gebauter Mann, der bereits Bauch ansetzte und dessen rasierter Schädel vorzeitig kahl wurde. Er trug bewusst proletarische Kleidung, schlichte Leinenhemden im Sommer und gestreifte Matrosenjacken im Winter, und sah viel älter aus als seine 34 Jahre. Er war schon jetzt der zweitmächtigste Mann der Stadt, Sekretär für Agitation und Propaganda des Regionalausschusses der Kommunistischen Partei, ein bekannter politischer Agitator, ein aufsteigender Stern in der Partei, Träger des Leninordens. Boris betrachtete seine Lehrjahre in der Provinzverwaltung als Vorspiel zu einem mächtigen Posten in Kiew oder sogar Moskau. Er würde es weit bringen. Nun ignorierte er die Schimpftiraden seiner Frau und küsste seine beiden Töchter schnell zum Abschied.

»Sei brav und pass auf deine Mutter und deine Schwester auf«, flüsterte er Lenina zu.

Er brachte seine Frau mit einer flüchtigen Umarmung zum Schweigen, griff nach dem gepackten Koffer und dem Proviant-

paket und rannte die Treppe hinunter. Lenina eilte ans Fenster und sah den Fahrer ihres Vaters rauchend am Auto stehen. Er warf die Zigarette weg, als er seinen Chef die Steintreppe herunterkommen hörte. Lenina winkte eifrig, als ihr geliebter Vater in sein Auto stieg, und er winkte flüchtig zurück, es war mehr eine Wischbewegung als ein Winken. Es war das letzte Mal, dass sie ihn sah.

Nachdem sie ihren Mann verabschiedet hatte, ging Marta über den Treppenabsatz zu den Nachbarn hinüber, um zu sehen, ob alles in Ordnung war. Sie hatte am Morgen nicht wie sonst die Tür gehört, und niemand war zum Mittagessen nach Hause gekommen. Als Marta zurückkam, fiel Lenina auf, wie blass und nervös sie war. Niemand hatte auf ihr Klingeln hin die Tür geöffnet. Daran klebte ein gestempelter Zettel mit dem Siegel des Volkskommissariats für Innere Angelegenheiten, des NKWD. Sie wusste sofort, was das bedeutet. Die Nachbarn der Bibikows, die Familie eines Kollegen ihres Mannes, waren in der Nacht verhaftet worden.

Am nächsten Morgen lag große Müdigkeit in Martas Augen, als sie die kleine Ljudmila anzog, und ihre Stimme war herrisch, als sie den Kindern die Sommerhüte auf die Köpfe drückte und sie zum Einkaufen trieb.

Auf dem Weg zum Markt blieb Marta stehen, um Ljudmilas Schuh zuzubinden. Als sie in die Hocke ging, trat ein Mädchen in Leninas Alter leise zu ihr. Sie flüsterte Marta etwas ins Ohr und lief eilig wieder davon. Anstatt aufzustehen, sank Marta wie ein angeschossenes Tier auf dem Bürgersteig auf die Knie. Ihre Kinder versuchten erschrocken, sie aufzurichten. Nach wenigen Augenblicken hatte sie sich erholt, stand auf und eilte zurück nach Hause, Ljudmila, die stolpernd Schritt zu halten versuchte, hinter sich her ziehend. Jahre später erzählte Marta Lenina, was

das Mädchen gesagt hatte: »Heute Nacht kommen sie mit einem Durchsuchungsbefehl.« Niemand wusste, wer das Mädchen war oder wer sie geschickt hatte.

Zurück in der Wohnung, fing Marta an zu weinen. Sie war in den zwölf Jahren ihrer Ehe nur einmal von ihrem Mann getrennt gewesen – als er in der Roten Armee diente, kurz nachdem sie sich kennengelernt hatten. Und jetzt war er weg und die Welt, die sie sich aufgebaut hatten, im Begriff, auseinanderzufliegen.

An jenem Abend gingen die Kinder hungrig zu Bett. Zum Abendessen hatte ihre Mutter nur hastig ein paar Reste zusammengeworfen. Marta konnte nicht schlafen, wie sie später Lenina erzählte, und wusch die halbe Nacht Wäsche. Dann saß sie am offenen Fenster und wartete auf das Auto. Kurz vor Morgengrauen schlief sie schließlich ein und hörte es nicht.

Marta wurde durch ein heftiges Klopfen geweckt. Sie sah auf ihre Armbanduhr; es war kurz nach vier Uhr morgens. Marta zog einen Morgenrock über und öffnete die Tür. Draußen standen vier Männer, alle in schwarzen Lederjacken mit Pistolengürteln und Lederstiefeln. Der Anführer zeigte ihr einen Durchsuchungsbefehl und einen Haftbefehl gegen ihren Mann. Er fragte, ob Bibikow zu Hause sei. Marta sagte Nein, er sei weg, und bettelte um eine Erklärung. Die Männer drängten sich an ihr vorbei und begannen, die Wohnung zu durchsuchen. Die Kinder wurden von ihren Stimmen geweckt. Ljudmila fing an zu weinen. Ein Mann öffnete die Tür zu ihrem Zimmer, schaltete kurz das Licht an, schaute sich um und hieß die Kinder still sein. Ljudmila krabbelte zu Lenina ins Bett und weinte sich in den Schlaf. Ihre Mutter kam verwirrt herein und tröstete sie. Sie lauschten, wie nebenan Schubladen durchwühlt und Schränke ausgeleert wurden.

Die Männer blieben zwölf Stunden und durchsuchten systematisch jedes Buch, jede Akte in Boris' Arbeitszimmer. Sie er-

laubten Marta nicht, in die Küche zu gehen und den Kindern etwas zu essen zu machen. Lenina erinnert sich, dass ihre Gesichter »hart waren wie ihre Ledermäntel«. Als sie mit der Durchsichtung fertig waren, konfiszierten sie eine Kiste voller Dokumente, für die Marta unterschreiben musste. Die Beamten des NKWD versiegelten die vier Zimmer der Wohnung und ließen Marta und die Kinder in Nachthemden in der Küche. Nachdem sie die Tür zugeknallt hatten, brach Marta tränenüberströmt auf dem Fußboden zusammen. Ljudmila und Lenina fingen ebenfalls an zu weinen und umarmten ihre Mutter.

Als Marta die Fassung wiedererlangt hatte, ging sie ins Bad und wrang ein nasses Kleid aus. Sie wischte sich vor dem Badezimmerspiegel das Gesicht ab, wies Lenina an, sich um ihre Schwester zu kümmern, und ging aus dem Haus. In der Gewissheit, ihre Familie sei Opfer eines schrecklichen Fehlers geworden, lief sie zur örtlichen Zentrale des NKWD. Spät am Abend kam sie zu den Kindern zurück, mit leeren Händen und verzweifelt. Sie hatte praktisch nichts in Erfahrung gebracht, außer dass sie nur eine von Dutzenden panischen Ehefrauen war, die den ungerührten Rezeptionisten wegen ihrer vermissten Ehemänner bestürmt hatten, nur um zu hören, die Männer würden überprüft, und man würde die Frauen auf dem Laufenden halten.

Zu dem Zeitpunkt wusste Marta nicht, dass ihr Mann noch auf freiem Fuß und in einem Schlafwagen erster Klasse auf dem Weg nach Süden war, voller unschuldiger Vorfreude auf seinen wohlverdienten Urlaub im Sanatorium der Partei.

»Nicht Männer, sondern Giganten!«

Jungens, lasst uns den Plan erfüllen!
Wahlspruch, den Boris Bibikow mit Kreide
an die Wand der Fabriktoilette schrieb

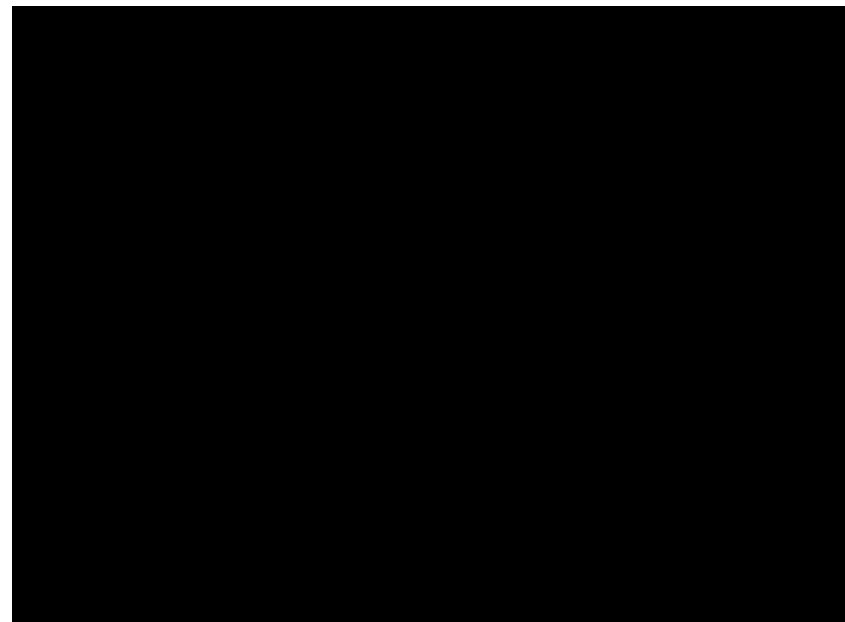
Es gibt heute nur noch zwei Fotos von Boris Bibikow. Eines ist ein zwangloses Gruppenfoto, das irgendwann um 1932 im Char-kower Traktorenwerk aufgenommen wurde. Er sitzt auf dem Boden, vor zwei Dutzend jugendlich aussehenden, strahlenden Arbeitern. Seinen Arm hat er um die Schultern eines jungen Mannes mit Bürstenhaarschnitt gelegt. Bibikow trägt ein zerknittertes, am Kragen offenes Hemd, und sein Schädel ist rasiert, ganz im proletarischen Stil, den so viele Parteikader in seiner Generation zur Schau trugen. Anders als alle anderen auf dem Foto lächelt er nicht, sondern blickt streng in die Kamera.

Das andere Foto, in seinem Parteidokument, datiert von Anfang 1936. Bibikow trägt die Uniform eines Parteikaders, zugeknöpft bis zum Hals, und starrt auch hier entschlossen aus dem Bild. Seine heruntergezogenen Mundwinkel verraten mehr als nur einen Anflug Grausamkeit. Er ist durch und durch rücksichtsloser Gefolgsmann der Partei. Die Förmlichkeit seiner Pose und die Tatsache, dass Bibikow in einer Zeit geboren wurde, in der man vor einer Kamera nie ganz ungezwungen war, ergeben eine nahezu perfekte Maske. Auf keinem der beiden Bilder ist er selbst zu sehen, nur der Mann, der er sein wollte.

Er starb als Mensch ohne Vergangenheit. Wie viele seiner Zeit und seiner Schicht warf Bibikow sein einstiges Selbst ab wie eine schändliche Haut, um als Homo soveticus wiedergeboren zu werden, der neue sowjetische Mensch. Er erfand sich so vollständig neu, dass selbst die Ermittler, die akribisch seinen Weg durch den »Fleischwolf« des NKWD im Sommer und Herbst 1937 aufzeichneten, nicht die geringste Spur seiner einstigen Existenz ausmachen konnten. Es gibt keine Fotos, keine Papiere, keine Dokumente aus seinem Leben vor der Partei.

Seine Familie stammte von Alexandr Bibikow ab, einem General unter Katharina der Großen, der sich die Gunst der Zarin und einen Adelstitel verdiente, als er 1773 den Bauernaufstand unter dem Anführer Jemeljan Pugatschow unterdrückte. Der Aufstand wurde mit größter Brutalität niedergeschlagen, ganz wie es die Zarin befohlen hatte. Tausende Rebellen wurden aufgehängt oder verprügelt, weil sie es gewagt hatten, sich dem Staat zu widersetzen.

Boris Bibikow wurde 1903 oder 1904 auf der Krim geboren – in seiner NKWD-Akte steht ersteres Jahr, seine Mutter schrieb letzteres nieder. Sein Vater Lew, ein kleiner Grundbesitzer, starb, als Boris und seine Brüder Jakow und Issaak noch ganz klein waren. Bibikow sprach nie von ihm. Seine Mutter Sofija war Jüdin aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie auf der Krim. Ihr Vater Naum besaß eine Getreidemühle und einen Getreideheber, was wohl den merkwürdigen »Beruf« erklärt, den Bibikow auf seinem Verhaftungsprotokoll angab: »Mühlendarbeiter«. Boris konnte Englisch und kämpfte nicht im Bürgerkrieg. Das ist so ziemlich alles, was wir über seine frühen Jahre wissen. Jakow, der Einzige der Brüder Bibikow, der den Zweiten Weltkrieg überlebte und erst 1979 starb, war ähnlich besessen – er sprach niemals über seine Herkunft oder seinen hingerichteten



Bruder. Für die Brüder gab es nur die Zukunft, sie blickten nie zurück.

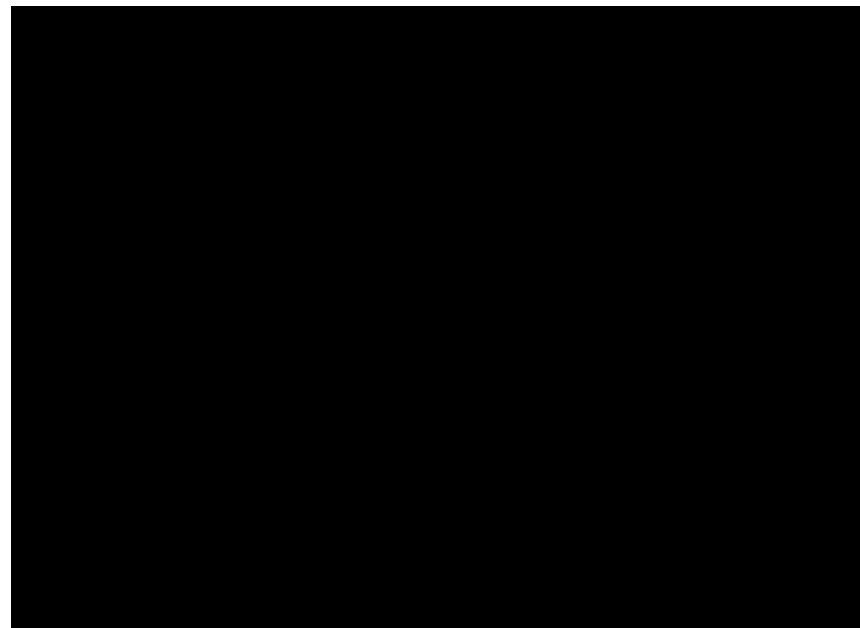
Ich glaube nicht, dass mein Großvater ein Held war, aber er lebte in heroischen Zeiten, und solche Zeiten treiben große wie kleine Menschen zu großen Taten. Die Losung der bolschewistischen Revolution war »Frieden, Land und Brot«, und damals muss diese Botschaft in den Ohren ehrgeiziger und idealistischer Männer frisch, kraftvoll und prophetisch geklungen haben. Die Parteikader sollten nichts Geringeres als die Avantgarde der Weltgeschichte sein. Irgendwann, nachdem die Oktoberrevolution das alte Russland hinweggefegt hatte, scheint Bibikow, wie so viele Mitglieder der »einstigen Klassen«, eine Art romantische Offenbarung erlebt zu haben. Oder vielleicht – wer weiß das heute schon – war die Triebfeder Ehrgeiz, Eitelkeit oder auch Gier. Sein

Erbe, das kleine Getreidemühlenimperium seines Großvaters mütterlicherseits auf der Krim, wurde 1918 verstaatlicht. Viele seiner nobleren Verwandten in Moskau und Petrograd waren ins Exil geflohen oder als Klassenfeinde verhaftet worden. Die Bolschewiken waren die neuen Herren Russlands, und ein tatkräftiger und intelligenter junger Mann kam nur dann zum Erfolg, wenn er sich so schnell wie möglich auf die Gewinnerseite schlug.

Die einzige verbliebene Zeugin ist Lenina, und sie beschreibt ihren Vater als edelmütigen und selbstlosen Menschen. Und selbst wenn das nicht stimmte, so trägt Leninas Wort eine eigene emotionale Wahrheit in sich. Einigen wir uns also darauf, dass eine neue Welt errichtet werden sollte und dass die Großartigkeit dieser Vision in all ihrer Frische und Schönheit Bibikow fesselte. Er und seine beiden jüngeren Brüder Jakow und Issaak stürzten sich von ganzem Herzen hinein.

Im letzten Jahr des Bürgerkriegs schrieb sich Boris an der neu eröffneten Höheren Parteischule in Simferopol auf der Krim ein. An der Schule sollte eine neue Generation Kommissare ausgebildet werden, die das riesige Reich regieren sollten, das die Bolschewiken zu ihrer eigenen Überraschung gerade gewonnen hatten. Nach einer einjährigen Ausbildung in der Theorie des Marxismus-Leninismus und den Grundlagen der Agitation und Propaganda wurde mein Großvater im Mai 1924 Parteimitglied – ein junger Hitzkopf von 21 Jahren, der der Revolution dienen wollte, wo auch immer sie ihn brauchte.

Wie sich herausstellen würde, waren die dringendsten Erfordernisse der Revolution recht prosaisch. Boris wurde ausgesandt, die sommerliche Tomaten- und Auberginenernte einer neuen Kolchosa in Kurman Kimiltschi zu überwachen, einer ehe-



maligen tatarischen Siedlung in den Bergen der Halbinsel Krim, die zwei Jahrhunderte lang von Deutschen bewohnt worden war. Und dort, auf den staubigen Feldern, begegnete er seiner zukünftigen Frau Marta Platonowna Schtscherbak.

Einige Wochen, bevor sie Boris kennenlernte, hatte Marta Schtscherbak ihre jüngere Schwester Anna sterbend auf einem Bahnsteig in Simferopol zurückgelassen.

Die beiden Mädchen waren auf dem Weg von ihrem Heimatdorf in der Nähe von Poltawa in der westlichen Ukraine zu den Feldern auf der Krim, wo sie den Sommer über arbeiten wollten. Marta war mit ihren 23 Jahren schon weit über das Alter hinaus, in dem die Bauernmädchen ihrer Generation heirateten. Sie hatte zehn Schwestern; zwei Brüder waren bereits als Kinder gestorben. Ihr Vater Platon empfand so viele Töchter zwei-

ellos als Fluch und dürfte froh gewesen sein, zwei von ihnen loszuwerden.

Marta wuchs auf in einer Atmosphäre des unterschweligen Misstrauens und der willkürlichen Brutalität eines armen, dreckigen Dorfes in der ukrainischen Steppe auf. Doch selbst gemessen an den harten Maßstäben des russischen Bauernlebens, fanden die Schwestern Marta streitsüchtig, eifersüchtig und schwierig. Das erklärt vielleicht, warum sie keinen Mann in ihrem Dorf gefunden hatte und warum sie und Anna für überzählig gehalten und weggeschickt wurden, um sich ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Die Zurückweisung durch den Vater war die erste und vielleicht tiefste der vielen Narben, die ihrer Seele in ihrem Leben zugefügt wurden und die sich zu einer ausgeprägten Bösartigkeit verhärten sollten.

Als Anna und Marta Simferopol erreichten, hatten sie schon mindestens eine Woche Strapazen hinter sich, waren in Bummelzügen und auf Lastwagen mitgefahren. Anna hatte Fieber, und inmitten der Menschenmenge auf dem glühend heißen Bahnsteig fiel sie in Ohnmacht. Die Leute drängten sich um das Mädchen, das blau angelaufen war und zitterte. Jemand schrie »Typhus!«, und Panik breitete sich aus. Marta wich von ihrer Schwester zurück, drehte sich um und lief mit den anderen davon.

Marta war jung, verängstigt und zum ersten Mal allein nach einem Leben in der drangvollen Enge des Holzhauses der Familie. Ihre Befürchtung, in eines der berüchtigten und tödlichen Typhusspitäler in Quarantäne gesteckt zu werden, war vielleicht nur allzu berechtigt. Doch die Entscheidung, ihre Schwester zurückzulassen, sollte sie für den Rest ihres Lebens verfolgen als eine Sünde, für die sie grausam bestraft wurde. Getrieben von Angst und sicherlich auch Verwirrung, leugnete Marta, das vom

Fieber geschüttelte Mädchen auf dem Bahnsteig zu kennen, und stieg mit der Menge in den ersten Zug nach Westen.

Viele Jahre später, als Mutter und Tochter ein halbes Leben voller Gräuel hinter sich hatten, erzählte Marta Lenina davon, wie ihre Schwester wahrscheinlich gestorben war. Doch Marta erwähnte den Vorfall nur beiläufig, als sei er nicht weiter bemerkenswert. Irgendetwas war in ihr zerbrochen, oder vielleicht war es nie dagewesen.

Schon als kleiner Junge hatte ich Angst vor meiner Großmutter Marta. Als sie uns 1976 besuchen kam, verließ sie zum ersten und einzigen Mal die Sowjetunion und flog auch zum ersten Mal in einem Flugzeug. Vor dieser Reise nach England war ihre längste Fahrt die als Gulag-Gefangene gewesen, im Zug nach Kasachstan und wieder zurück. In die schweren Koffer, die sie nach London mitbrachte, hatte sie ihre eigene dicke Baumwollbettwäsche gepackt, wie es bei sowjetischen Reisenden üblich war.

Martas Bewegungen waren unglaublich schwerfällig, als sei der Körper ihr eine Last. Zu Hause trug sie billige sowjetische Baumwollkleider und Pantoffeln; wenn sie ausging, zog sie ein muffiges Tweedkostüm an. Sie lächelte fast nie. Beim gemeinsamen Abendessen saß sie düster und teilnahmslos am Tisch, so als missfiel ihr der bürgerliche Luxus, in dem ihre Tochter lebte. Einmal, als ich mit Messer und Gabel Schlagzeug auf dem Tisch spielte, schimpfte Marta mich mit unvermittelter Wut so aus, dass mir die Tränen in die Augen schossen. Ich war nicht traurig, als sie wieder abreiste. Sie verabschiedete sich tränenreich von uns, was mir peinlich war. »Ich werde dich nie wiedersehen«, sagte sie zu meiner Mutter, und sie sollte recht behalten. Für mehr blieb keine Zeit, mein Vater wartete bereits draußen

in seinem orangefarbenen VW-Käfer, um sie nach Heathrow zu bringen.

Heute denke ich oft an Marta und versuche, unter den vielen Schichten aus Gerüchten und Erwachsenenwissen, die sich um ihr Bild in meinem Kopf gelegt haben, meine eigenen Erinnerungen an sie wachzurufen. Ich versuche, mir das hübsche, aufblühende Mädchen vorzustellen, das Boris geheiratet hat. Und ich frage mich, wie sie eine Tochter haben konnte, die so lebhaft und lebensfroh war wie meine Mutter. Nun, da ich einen Teil von Martas gebrochener Lebensgeschichte kenne, verstehe ich, dass etwas in ihrer Seele geschehen war, was bewog, das sie all ihre Energie und Lebenskraft gegen sich selbst richtete. Sie hasste die Welt, und da ihr selbst alles Glück verwehrt geblieben war, versuchte sie, es auch in denen zu zerstören, die um sie waren. Ich war ein kleiner Junge, als ich sie kennenlernte, doch schon damals sah ich, wie tot ihre Augen, spürte, wie hölzern ihre Umarmungen waren. Da war etwas Furchterregendes, Kaputtes um sie.

Der Zug in Simferopol brachte Marta nach Westen, nach Kurman Kimiltschi. Sie hatte gehört, dass es dort Arbeit geben sollte, und so stieg sie aus auf den staubigen Bahnsteig und ging zum Büro der Kolchose. Man wies ihr eine Pritsche in einer schäbigen Baracke für Wanderarbeiter zu. Und dort begegnete sie dem jungen Kommissar Boris Bibikow.

Das Liebesverhältnis von Marta und Boris führte zu einer revolutionären Ehe. Er war ein aufsteigendes und gebildetes Mitglied der neuen revolutionären Elite, sie ein einfaches Bauernmädchen mit tadellosen proletarischen Referenzen. Mag sein, dass Bibikows Wahl zu einem gewissen Grad Berechnung war. Aber noch wahrscheinlicher war es eine Mussheirat, das Ergeb-

nis eines Flirts auf der Krim im hohen Gras einer Wiese in einer heißen Sommernacht.

Ihre erste Tochter kam sieben Monate, nachdem sie »unterschrieben« hatten – die neue Bezeichnung für die Zivilehe –, im März 1925 zur Welt. Bibikow nannte sie Lenina, nach dem kürzlich verstorbenen Revolutionsführer Wladimir Iljitsch Lenin. Als Lenina acht Monate alt war, trat ihr Vater seinen Militärdienst bei der Roten Armee an. Marta zeigte Lenina stets die Briefe, die Bibikow nach Hause schickte, und sagte: »Papa.«

Als Bibikow dann nach Hause zurückkehrte, war Lenina zwei Jahre alt und weinte, als der fremde Mann ins Haus kam. Marta erklärte ihr, Papa sei wieder da. Die kleine Lenina sagte: »Nein, das ist nicht Papa!« und wies auf die Blechkiste, in der Marta die Briefe ihres Mannes aufbewahrte. »Das ist Papa, da drin!« Es war wie eine kindliche Vorahnung des Tages, an dem Boris aus der Tür und aus ihrem Leben verschwinden würde – um sich wieder in einen Stapel Papier zu verwandeln.

Verhaftung

Danke, Genosse Stalin, für unsere glückliche Kindheit
Parole auf einem Propagandaplakat von 1936

Nachdem die Wohnung der Bibikows in Tschernigow durchsucht worden war, hörten sie tagelang nichts. Bibikow kehrte nicht aus dem Urlaub zurück. Der NKWD erklärte Marta immer wieder, sie würde informiert werden, sobald es weitere Entwicklungen gäbe. Warja wurde zu ihren Verwandten aufs Land geschickt, und Marta und ihre beiden Töchter wohnten im Bad und in der Küche ihrer Wohnung, weil alle anderen Zimmer verschlossen und versiegelt waren. Marta kaufte mit dem Geld, das noch in ihrem Portemonnaie war, Lebensmittel und nahm danach die wohlthätigen Gaben der verbliebenen Nachbarn an.

Bibikows Kollegen wussten von nichts – viele von ihnen waren selbst verschwunden, und die übrigen hatten entweder furchtbare Angst oder vertrauten naiv darauf, dass der NKWD bald seinen Fehler berichtigen würde.

Einen großen Schrecken erlebte die Familie, als Marta die Kinder allein ihre Kirschsuppe essen ließ, eine traditionelle Sommerspezialität in der Ukraine, und wieder einmal ins Büro des NKWD ging, um nach Neuigkeiten zu fragen. Lenina las ein Buch, das ihr Vater ihr geschenkt hatte, und bemerkte nicht, dass sich ihre kleine Schwester Ljudmila alle Kirschkerne, so tief sie

konnte, in die Nase gesteckt hatte und nicht mehr herausholen konnte.

»Ich bin eine Spardose«, erklärte Ljudmila ihrer Schwester und steckte sich noch einen Kern in die Nase. Ihre Mutter tobte, als sie nach Hause kam. Sie eilte mit Ljudmila ins Krankenhaus, wo eine strenge Schwester die Kirschkerne mit einer langen Zange entfernte, die offenbar extra für diesen Zweck vorgesehen war. Lenina bekam eine Tracht Prügel, weil sie nicht aufgepasst hatte, und weinte, weil sie nicht bei ihrem Vater Trost suchen konnte.

Nach fast zwei Wochen der Ungewissheit und Sorge beschloss Marta, Lenina nach Moskau zu den Brüdern ihres Mannes zu schicken, die gute Beziehungen hatten. Sie konnten doch sicher ein paar dieser Beziehungen spielen lassen und herausfinden, was geschehen war? Sie hatte kein Geld für eine Fahrkarte, also wickelte sie ein paar Silberlöffel in eine Serviette und ging zum Bahnhof, wo sie eine Schaffnerin um einen Sitzplatz im Kiew-Moskau-Express anbettelte, der spätabends durch Tschernigow fuhr. Die Schaffnerin verstaute Lenina in einem Gepäcknetz und wies sie an, sich absolut still zu verhalten. Sie sagte ihr auch, sie solle die Silberlöffel behalten. Marta rannte neben dem Zug her, bis er so schnell fuhr, dass sie nicht mehr mithalten konnte.

Zehn Jahre zuvor hatte Martas Vater sie von ihrem Zuhause weggeschickt, wo sie aufgewachsen war. Auf einem Bahnsteig in Simferopol hatte sie ihre sterbende Schwester ihrem Schicksal überlassen. Als sie nun die Lichter des Zuges, der ihre älteste Tochter nach Moskau brachte, in der Nacht verschwinden sah, wurde ihr klar, dass ihre neue Familie am Zerbrechen war. Sie ging ins Telegrafenamtsamt und sandte ein kurzes Telegramm an die Verwandten ihres Mannes in Moskau, in dem sie Lenina ankündigte. Dann ging sie nach Hause. Ljudmila war auf einer Decke auf dem Küchenfußboden eingeschlafen. Sie hob sie hoch und,

wie sie Lenina später erzählte, »heulte wie ein verwundetes Tier«.

Am Kursker Bahnhof in Moskau nahm Boris' jüngerer Bruder Issaak Lenina in Empfang. Der andere Bruder, Jakow, ein Offizier der Luftwaffe, diente im Militärbezirk Ferner Osten in Chabarovsk bei Wladiwostok und wusste noch nichts von Boris' Verhaftung. Issaak war 23 Jahre alt, ein vielversprechender Ingenieur im Flugzeugmotorenwerk Dynamo. Er umarmte seine junge Nichte und bat sie, ihre Geschichte für sich zu behalten, bis sie mit der Tram in die kleine Wohnung gefahren seien, die er sich mit seiner und Boris' Mutter Sofija teilte. In der Küche hörten sie Lenina schweigend zu. Lenina fing an zu weinen, schluchzte, dass sie nicht wüsste, was ihr Vater falsch gemacht hatte. Issaak versuchte, sie zu beruhigen. Es sei alles ein Missverständnis, sagte er ihr, und er kenne Leute, die die Sache aufklären könnten.

Am nächsten Tag sprach Issaak mit einem Freund im Dynamo-Werk, einem der ortsansässigen Politoffiziere des NKWD. Der Mann war bis vor Kurzem persönlicher Leibwächter eines leitenden NKWD-Generals gewesen. Der Politoffizier versprach, er würde seine ehemaligen Kollegen fragen und versuchen, ein Gespräch zu organisieren, um das zu klären, was er taktvoll einen »schrecklichen Irrtum« nannte.

Zwei Tage später kam Issaak früh nach Hause, wies Lenina an, ihr bestes Sommerkleid anzuziehen, und führte sie an der Hand zur Tramhaltestelle. Sie fuhren schweigend ins Hauptquartier des NKWD am Lubjankaplatz. Die Lubjanka selbst war ein riesiges bürgerliches Gebäude, das einst eine vorrevolutionäre Versicherungsgesellschaft beherbergt hatte. Nach einer Erweiterung 1937 waren die Keller zu einem Gefängnis und Verhörzentrum beträchtlicher Größe umgebaut worden, das durch die nächt-

lichen Opfer der Säuberung aus allen Nähten platzte. Issaak und seine Nichte gingen zum Haupteingang, zeigten dem diensthabenden Wachtmeister Issaaks Pass und wurden in ein Wartezimmer im oberen Stock geschickt. Ein Mann in einer dunkelgrünen NKWD-Uniform, Reithosen und Lederstiefeln sprach kurz mit Issaak – offenbar war er der Freund, der das Treffen arrangiert hatte.

Dann brachte man sie endlich in ein Büro. Lenina glaubte zunächst, es sei leer. Sie sah einen gewaltigen Schreibtisch aus Holz mit einer hellen Lampe darauf. Die schweren Vorhänge vor den hohen Fenstern waren halb zugezogen, trotz der herrlichen Sommersonne draußen. Der Boden war mit einem dicken Teppich bedeckt. Dann entdeckte sie hinter dem Schreibtisch einen kahl werdenden kleinen Kopf mit einer Brille. Der General, fand Lenina, sah aus wie ein Zwerg.

Der Zwerg blickte zu Issaak und dem kleinen Mädchen auf und fragte sie nach ihrem Begehrt. Issaak erklärte zögernd, sein Bruder, ein guter und loyaler Kommunist, sei verhaftet worden, wohl aufgrund eines Irrtums, eines Versehens, oder vielleicht aus dem Übereifer seiner Leute heraus, die Feinde des Staates auszumerzen. Der General nahm eine dünne Akte zur Hand und blätterte sie flüchtig durch, während Issaak sprach. Dann sagte er ein einziges Wort: »*rasberemsja*« – »wir klären das«. Damit war das Treffen beendet. Issaak brachte Lenina erschüttert nach Hause und setzte sie am folgenden Tag in einen Zug zurück nach Tschernigow. Ein paar Tage später veräußerte Marta so viele Küchenutensilien, wie sie nur konnte, und kaufte für sich und ihre Kinder Zugfahrkarten auf die Krim, wo sie bei ihrer älteren Schwester Fjodossija unterkommen wollte. Doch ehe sie losfuhren, hinterließ sie pflichtbewusst ihre neue Adresse beim Tschernigower NKWD, damit ihr Mann sich keine Sorgen

machte, wenn er in eine leere Wohnung zurückkehrte, sobald der Irrtum aufgeklärt war.

Der Winter kam, und sie hatten immer noch keine Nachricht. Marta und die Kinder wohnten in der Küche von Fjodossijas kleinem Holzhaus in einem Vorort von Simferopol. Es war ein tiefer Fall nach dem Leben als Mitglieder der verwöhnten Parteilite in Tschernigow. Marta fand eine Stelle als Krankenschwester im Kinderkrankenhaus für ansteckende Krankheiten und brachte für die Kinder oft übrig gebliebenes Essen aus dem Krankenhaus nach Hause.

Das Klima auf der Krim ist milder als im europäischen Teil Russlands, doch die Winter bringen einen kalten Meereswind aus der Bucht von Sewastopol. Fjodossijas zugiges Haus wurde über einen kleinen Kanonenofen beheizt, der *burschuika* genannt wurde – ein »bürgerlicher« Ofen, der schnell heiß wurde, bis zum Morgen aber immer kalt war. Die Kinder durften ihn tagsüber nicht anfeuern, wenn Marta im Krankenhaus war, und so saßen sie in Pullovern am Fenster und sahen zu, wie der Regen auf den kleinen Obstgarten fiel, der das Haus umgab.

Das Leben ist anderswo, dachte Lenina, in diesen gemächlichen Monaten. Sie vermisste die Betriebsamkeit von Tschernigow, ihre Nachbarn und Schulfreunde und den endlosen Strom Funktionäre und Freunde, die bis spätabends in ihrer Küche saßen. Doch am meisten vermisste sie ihren Vater, der ihre Zuflucht und ihr bester Freund gewesen war. Sie glaubte fest daran, dass er noch lebte und wohlauf sei und sie genauso vermisste wie sie ihn.

Ljudmila war immer schon ein ruhiges Kind gewesen, doch nun zog sie sich ganz in sich zurück. Sie spielte mit ihren Puppen auf dem Fußboden in einer Ecke von Fjodossijas Küche,

neben der Truhe, auf der Lenina schlief, und hielt sich von ihrer schimpfenden Mutter und Tante fern. Marta kam immer spät nach Hause, erschöpft und mit ungekämmtem Haar. Seit der Verhaftung ihres Mannes gab sie nichts mehr auf ihr Aussehen.

Anfang Dezember erkrankte Ljudmila an den Masern. Sie hatte sich wohl über das Essen angesteckt oder vielleicht über die Krankenhauskleidung ihrer Mutter. Als das Fieber stieg, blieb Marta zu Hause bei ihrer Tochter. Sie schickte Lenina zur Apotheke, um Senfpflaster gegen Ljudmilas Husten und Tropfen für ihre geschwollenen Augen zu holen.

In der dritten oder vierten Fiebernacht klopfte es kräftig an der Tür. Fjodossija machte auf. Mehrere Männer in dunklen Uniformen mit Pistolen im Gürtel drängten sich ins Haus. Sie verlangten die »Bürgerin Bibikowa« zu sehen. Marta rappelte sich mit Ljudmila im Arm auf, als sie die Küchentür öffneten.

»Steh auf!«, befahl einer der Männer Lenina und hob den Truhendeckel hoch, auf dem sie geschlafen hatte. Sie und ihre Decken fielen zu Boden. Marta protestierte schreiend und packte den Offizier am Arm. Er stieß sie zurück, und sie stolperte mit ihrer dreijährigen Tochter im Arm in die offene Truhe. Lenina erinnert sich an das Geschrei – alle schrien, und ihre Mutter kämpfte sich mühsam aus der Truhe, eine groteske Farce inmitten dieses Albtraums. Die Männer vom NKWD zerrten Marta hoch, rissen ihr die Arme auf den Rücken und schafften sie, immer noch im Nachthemd, aus dem Haus in den Garten. Auf der Straße schoben sie sie in einen der beiden wartenden Polizeiautos – »Schwarze Raben« genannt. Ein weiterer Offizier folgte mit den beiden Kindern, Ljudmila unter dem Arm und Lenina an der Hand. Als sie zur Straße kamen, riss sich Lenina los und versuchte, zu ihrer Mutter zu rennen; der Mann fing sie ein und

brachte sie zusammen mit ihrer Schwester in das zweite Auto. Als sie wegfuhr, hielt Lenina ihre fiebrige kleine Schwester umklammert, die hysterisch weinte. Am Ende der Straße fuhren die beiden Autos in verschiedene Richtungen. Die Mädchen sollten ihre Mutter erst elf Jahre später wiedersehen.

Mein Sohn Nikita ist, als ich diese Zeilen schreibe, genauso alt, wie Ljudmila bei Martas Verhaftung war – zwei Monate vor dem vierten Geburtstag. Er hat ein rundes Gesicht, einen dichten dunklen Haarschopf und die strahlend blauen Augen seiner Großmutter Ljudmila. Als wir Lenina vor ein paar Wochen besuchten, umarmte sie ihn so fest, dass er weinte; sie sagte, er sähe Ljudmila so ähnlich, dass sie es kaum ertragen konnte. »Ich wurde Mutter, als ich zwölf war, als sie Mutter wegbrachten«, sagte sie. »Ljudmila war mein erstes Kind. Er ist eine kleine Ljudmila.«

Manchmal, wenn ich Nikita beim Spielen zusehe, empfinde ich – wie wohl die meisten Eltern – eine unbestimmte, irrationale Angst. Wenn er im Blumenbeet nach Schnecken wühlt oder Blumenzwiebeln ausgräbt, tief in Gedanken versunken, fürchte ich, mein Kind könnte sterben oder mir irgendwie weggenommen werden. Dann sind da die Momente, meistens spätabends, wenn ich betrunken und weit weg von zu Hause mit einem Auftrag in Bagdad oder in sonst einem der gottvergessenen Löcher sitze, in denen ich so viel Zeit verbracht habe, seit ich Moskau verlassen habe, in denen ich mir vorstelle, was mit ihm geschehen würde, sollte ich sterben. Ich frage mich, ob er es schaffen wird, was ihm von mir in Erinnerung bleiben wird, ob er es verstehen, ob er weinen wird. Der Gedanke daran, ihn zu verlieren, ist so schrecklich, dass mir schwindelig wird. Ich denke oft an Marta und jene Nacht und versuche mir vorzustellen, wie ich

mich fühlen würde, wenn Fremde mir Nikita aus den Armen rissen. Ich kann es nicht.

Die Männer vom NKWD brachten Lenina und Ljudmila in das Gefängnis für minderjährige Straftäter in Simferopol, wo sie bleiben sollten, bis der Staat über ihr Schicksal entschied. Nach der grausamen Logik der Säuberung mussten die Familienmitglieder eines »Volksfeindes« zwangsläufig mit seiner Ketzerei kontaminiert sein, als sei sie eine Krankheit. Ein altes russisches Sprichwort sagt: »Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.« Deshalb mussten die beiden Kinder, zwölf und drei Jahre alt, für die Sünden ihres Vaters büßen. Wie er wurden sie von der Partei dazu bestimmt, zum Abschaum der Geschichte zu werden.

Das Gefängnis war schlecht beleuchtet und stank nach Urin, Karbelseife und Teersalbe. Lenina erinnert sich an die Gesichter der Männer, die ihre Daten aufnahmen, an den stechenden Geruch der überfüllten Zelle, in der sie sich auf dem strohbedeckten Boden einen Schlafplatz suchen sollten, und an das Bellen der Wachhunde auf dem Flur. Sie hielt ihre jammernde kleine Schwester fest im Arm und weinte sich in den Schlaf.

Auch Mila erinnert sich an die Nacht, als ihre Mutter verhaftet wurde. Es ist ihre erste klare Erinnerung. Sie steht im Nachthemd da, eine Puppe im Arm, ein Soldat schubst sie, und alle schreien. An die kurzen drei Jahre und zehn Monate normalen Familienlebens kann sie sich nicht erinnern. Nichts ist ihr geblieben außer der schattenhaften Erinnerung daran, auf den Schultern ihres Vaters getragen zu werden. Vom Augenblick der Verhaftung an wurde Lenina die Ersatzmutter ihrer kleinen Schwester. Zwei verängstigte Kinder allein in einer Welt, die plötzlich dunkel und unverständlich geworden war.



Hier klicken, den aktuellen Ullstein Newsletter bestellen und über Neuigkeiten, Veranstaltungen und Aktionen rund um Ihre Lieblingsautoren auf dem Laufenden bleiben.

Jetzt reinklicken!

„Sind Sie auch
Vielleser,
Bücher**fan** oder
Hobby**re**zensent?“

„Dann **lesen**,
kommentieren und
schreiben Sie mit auf
vorablesen.de!“

Jede Woche vorab in brandaktuelle Top-Titel
reinlesen, Leseindruck verfassen, Kritiker werden
und eins von 100 Vorab-Exemplaren gewinnen.



vorablesen.de

Neue Bücher online vorablesen & rezensieren